

# Was ist der Mensch? – Lebensfragen und Sinnbezüge

## Problemhorizont

### Rüdiger Safranski: Erste Natur, zweite Natur (2004)

Der Mensch ist ein Wesen, das sich zu sich selbst verhalten kann. Was man in einer philosophischen Tradition ‚Vernunft‘ nennt, ist genau dieses Vermögen zum Selbstverhalten. Man hat ‚Vernunft‘ von ‚Verstand‘ unterschieden. ‚Verstand‘ entdecken wir auch im Tierreich. Der Schimpanse, der durch Erfahrung lernt, mit einem Stock nach der Banane zu angeln, beweist verständiges Verhalten. Verstand ist am Werk, wo Werkzeuge hergestellt werden. Noch tierischer Verstand versteht sich auf die Mittel, die Zwecke aber werden ihm von den Instinkten vorgegeben. Vernunft, im Unterschied zum Verstand, vermag über Zwecke zu disponieren. Das setzt ein Selbstverhältnis voraus, das Selbstdistanz ermöglicht und folglich die Zweck-Mittel-Relation überblicken kann. Vernunft kommt ins Spiel, wenn das Wissen den Willen nicht nur begleitet, sondern ihn hervorbringt; kurz: wenn man sich langfristige Ziele setzen kann, für die man den Willen erst mobilisieren muss. Dazu muss man aus sich heraus, über sich hinaustreten können. Die Karriere des Menschen als Vernunftwesen beginnt also mit dem Schritt des Aus-sich-Heraustretens, des Transzendierens.

Das transzendierende Tier, der Mensch, genießt die stolze Distanz, mit der er auf das Ganze blickt; das gibt ihm die Empfindung einer Gottähnlichkeit. Zugleich bemerkt er, dass er zwar aus sich heraustreten, dabei aber doch nicht aus der Tierwelt austreten kann: Er gehört ihr an. Er ist hin und her gerissen zwischen einem Gott, der das Ganze sieht, und einem Tier, das zum Ganzen gehört. Was aber ist das Ganze? Schopenhauer hat es so gesehen: *Im unendlichen Raum zahllose leuchtende Kugeln, um jede von welchen etwan ein Dutzend kleinerer beleuchteter sich wälzt, die, inwendig heiß, mit erstarrter, kalter Rinde überzogen sind, auf der ein Schimmelüberzug lebende und erkennende Wesen erzeugt bat.*

Das ist eine globale Selbstwahrnehmung des Menschen, die kaum noch von einer Depression zu unterscheiden ist: Das erkennende Leben entdeckt sich als Schimmelüberzug auf einem erkalteten Planeten.

Wenn die Vernunft solche Blicke auf das Ganze werfen kann, regt sich der Verdacht, dass man mit einer solchen Vernunft wie mit einer Krankheit geschlagen sein könnte. Ist sie nicht eine Überforderung? Sind wir nicht gerade deshalb ‚Mängelwesen‘, weil wir auf einen zu weiten und zu fernen Horizont, eben auf das Globale, hinausblicken können? Ist unser Reichtum an Erkenntnissen und Perspektiven nicht auch unsere Schwäche?

Der Mensch ist, mit Nietzsche gesprochen, das *nicht festgestellte Tier*. Ein Halbfabrikat: ein Wesen, das nicht restlos fertig ist, sondern sich erst noch vervollständigen muss und dafür die bemerkenswerte Fähigkeit besitzt, die natürlichen Mängel mit Geschick und Intelligenz zu kompensieren. Mängelwesen - das bedeutet: Die Instinktausstattung des Menschen ist - im Vergleich zum übrigen Tierreich - unzureichend. Der Mensch kann sich nicht auf seine Instinkte verlassen, er hat zu viele Optionen. Es gibt zu wenig Zwang und zu viel Freiheit. Wo ihn die Natur im Stich lässt, musste er, um überleben zu können, seine Evolution selber in die Hand nehmen. Man kann es auch so formulieren: Der Mensch ist von Natur aus auf Künstlichkeit, also auf Kultur und Zivilisation angewiesen. Als das nicht festgestellte Tier, gestaltet er - durch Kultur also - seine Natur, die kulturelle *zweite Natur*. In der Phantasie war er immer schon ein Stück weiter und hat seine zweite Natur imaginär antizipiert und eingeübt. Beispielsweise unternahm er in der Religion, in der Metaphysik und im Märchen die ersten Flugversuche. Seitdem wir wirklich fliegen können, verlieren Religion, Metaphysik und Märchen an Bedeutung. In seiner ersten Natur ist der Mensch ein angstbestimmtes Wesen. Überall lauern Gefahren, und da bei ihm die Phantasie stärker entwickelt ist als die Instinkte, sieht er in der bedrohlichen Außenwelt lauter phantastische Kausalitäten. Um von seinen eigenen

Phantasien nicht überwältigt zu -werden, musste der Mensch das Erkennen erfinden. Und so erkannte er beispielsweise, dass meteorologische Verhältnisse den Blitz erzeugen. Es war dann nicht mehr ein Gottesgericht, das den Menschen als Blitz in ihr Gewissen einschlug. Statt zu beten, baute man lieber Blitzableiter.

(Ders.: Wieviel Globalisierung verträgt der Mensch? Frankfurt a. M. (Fi-TB) 2004, S. 7 ff.)

### **Thomas Assheuer: Ich war es nicht! (2007)**

Hirnforscher legen uns nahe, dass es weder persönliche Schuld noch Freiheit gibt. Wie kommt es, dass sich die Gesellschaft an dieser Nachricht jubelnd berauscht?

Und sie tun es schon wieder. Heerscharen leichtgläubiger Leser strömen auf die Frankfurter Buchmesse und suchen in schönen Büchern nach Wahrheit und Sinn. Hirnforscher können darüber nur lächeln. Sie wissen, dass der Leser den rettenden Sinn nicht finden wird, denn er existiert ebenso wenig wie der freie Wille. Sinn ist Täuschung, ein cerebraler Effekt, vorgespielt von dem größten Komödianten der Weltgeschichte: dem menschlichen Gehirn.

Mögen Hirnforscher und Evolutionsbiologen mit solchen Provokationen vor Jahren noch sehr einsam gewesen sein, heute sind sie es nicht mehr. Die Verlagsprogramme quellen über von Aufklärungsschriften, in denen naturwissenschaftliche Forschungen ausgeweitet, popularisiert und wie eine befreiende Botschaft unters Volk gebracht werden: Wir Menschenwesen, so heißt es vollmundig, tun nicht, was wir wollen. Sondern wir wollen, was wir tun. Das abendländische Subjekt, dieser kleine Wichtigtuer, besitzt keinen freien Willen und glaubt an Fiktionen. Er ist der Leibeigene seines Hirns, der Sklave am Königshof der Synapsen.

**Glaubt man diesen Traktaten**, dann sind auch Ideen und kulturelle Weltbilder bloß Illusionskulissen, mit deren Hilfe der Mensch werdende Affe sich an seine feindliche Umwelt anpasst. Richard Dawkins heißt der Stichwortgeber dieser Theorie, und derzeit ist der englische Biologe mit seiner Kampfschrift *Der Gotteswahn* (Ullstein) in aller Munde. Der scharfzüngige und, zugegeben, ziemlich witzige Forscher betrachtet kulturellen Sinn als funktionale Größe, sozusagen als einen semantischen Überlebenshelfer auf dem dornigen Weg zur menschlichen Selbstbeheimatung. Je nach Stand der Evolution sind kulturelle Fabeln nützlich oder – wie im Fall der Religion – gemeingefährlich. Dann gehören sie abgeschafft.

Beim Publikum findet die Expedition ins Tierreich des Menschen großen Anklang. Mündige Leser verspüren offenbar tiefe Genugtuung, wenn sie erfahren, dass sie aus Sicht des Gehirns gar nicht vorhanden sind, höchstens als Wärmefleck im subzellulären Bereich. Und man spürt förmlich die Bugwellen der Erleichterung, wenn die Liebeskranken dieser Welt darüber aufgeklärt werden, ihr romantisches Brennen sei eine chemisch induzierte Verrücktheit – ein »Irresein«, wie die hohen Scheidungsraten bewiesen.

Die naturalistische Mode ist ansteckend, und selbst einige Germanisten entdecken in sich plötzlich den lesenden Affen. Neuerdings sollen Hirnforscher ihnen erläutern, warum es nützlich ist, wenn der moderne Mensch Bücher liest. Würden bei der Lektüre von *Hänsel und Gretel*, so fragte der Literaturwissenschaftler Thomas Anz jüngst auf dem Germanistentag, im Hirn nicht ähnliche Prozesse in Gang gesetzt wie in echten Angstsituationen? »Leser üben Verhaltensweisen ein, die ihnen im realen Leben später einmal begegnen könnten.« Wie praktisch.

Um einem Missverständnis vorzubeugen: Es schadet nicht, wenn Geisteswissenschaftler in ihren akademischen Herrgottswinkeln daran erinnert werden, dass sie ebensolche Naturwesen sind wie andere Menschen auch. Es ist überfällig, sich dem naturalistischen Blick auf die Welt auszusetzen und anzuerkennen, dass der Kognitionsforschung die vermutlich größte Revolution seit der Atomphysik gelungen ist.

Erklärungsbedürftig allerdings sind die glitzernden Erlösungshoffnungen, die von naturalistischen Weltbildern geweckt werden. Woher rührt die masochistische Ergriffenheit angesichts der Erkenntnis, der Altmensch sei nichts anderes als ein komplexes informationsverarbeitendes System? Und seine Träume seien nur bunte Strohpuppen, die eine gnädige Evolution vor seinem inneren Auge errichtet hat, damit er nicht am Schweigen der Räume und der Sinnlosigkeit der Welt verzweifelt?

Gewiss, Wissenschaftshistoriker werden naturgemäß abwinken und erklären, ein alter Streit gehe nur in eine neue Runde. Tatsächlich musste bereits Friedrich Schiller die Freiheit gegen

den Determinismus verteidigen, während der französische Aufklärer La Mettrie seine Zeitgenossen mit der Behauptung ärgerte, der Mensch sei bloß eine in »aufrechter Haltung dahinkriechende Maschine«. Ganz zu schweigen von Friedrich Nietzsche, dessen Frohlocken über die Fiktionen der Menschenmoral noch heute über den Alpentälern hängt. Unvergessen ist auch der Triumph eines Ernst Haeckel, der den »Geist« restlos biologisieren und damit alle Welträtsel lösen wollte.

Leider haben Wissenschaftshistoriker keine Erklärung dafür, warum gerade heute, sozusagen auf dem Ackergrund einer globalisierten Gesellschaft, die Saat des Naturalismus auf fruchtbaren Boden fällt. Vieles spricht dafür, dass die Biowissenschaften ein Versprechen mit sich führen, das niemand sonst im Angebot hat, nicht einmal die wirkmächtigste Diesseitsreligion, die Ökonomie: Es ist das Versprechen, uns von den Strapazen der Freiheit zu entlasten, von den Mühen der Autonomie. Denn im Gegensatz zu den sonnigen Zeiten der Achtundsechziger ist »Freiheit« heute weniger ein Zauberwort als eine Einschüchterungsformel. In Freiheit, so forderte schon die rot-grüne Umverteilungs-Agenda 2010 zusammen mit gut getarnten Unternehmerinitiativen, möge der Einzelne sein Schicksal in die Hand nehmen. In Freiheit solle er nicht mehr fragen, was der Staat für ihn, sondern was er selbst für seine eigene Optimierung tun könne.

Überspitzt gesagt: Der politische Diskurs der Gegenwart definiert Freiheit als Pflicht, sein eigener Lebensunternehmer zu sein und das angeborene Humankapital zu maximieren. Innovativ, mobil, flexibel, multioptional, durchsetzungsfähig, karriere-orientiert – aber teamfähig. Oder mit einem Wort des Soziologen Ulrich Bröckling, der der ökonomisch abgerichteten Freiheit eine wohlthuend kritische Studie gewidmet hat (*Das unternehmerische Selbst*, Suhrkamp): Wer nicht als Ladenhüter im Supermarkt des Lebens verschimmeln wolle, der müsse sich als »Geschäftsführer seiner selbst« in Szene setzen. Die »Geschäftsführung des eigenen Lebens endet erst mit dem Tod«. Der Mensch ist für den Markt geboren, und der Markt wird sein Schicksal besiegeln.

**Worin sich diese Zeitdiagnose** mit der stürmischen Nachfrage nach biologischer Letztaufklärung berührt, ist nicht schwer zu sagen. Sozialpsychologisch betrachtet, stellen die Naturwissenschaften Tröstungsreserven für eine Gesellschaft bereit, in der Marktmechanismen immer stärker in die individuelle Lebensführung eingreifen. Sie mildern den Stress, ein »Selbsternehmer« zu sein, sie entlasten von Angst und Schuld, von Selbstanklage und Reflexionsmelancholie. Ist es im Fall einer Niederlage nicht tröstlich, dass wir aus Sicht des Gehirns unfreie Freie sind und gar nicht gewinnen konnten? Dass wir kein schlechtes Gewissen haben müssen, weil das Gewissen evolutionär überholt ist? So schenkt uns die Hirnforschung, jedenfalls in ihrer Populärversion, einen Freispruch erster Klasse. Denken und Gefühle, alles Moleküle. Nicht das Ich hat entschieden, sondern das limbische System.

Doch ein naturalistischer Blick auf die Welt leistet noch mehr. Er beteuert nicht nur, dass in unserem Inneren alles mit rechten Dingen zugeht; er versichert uns auch, dass in der äußeren Welt alles seine Ordnung hat. Selbst dann, wenn es mit dem Teufel zugehe, müssten wir uns keine Sorgen machen, denn die Gesellschaft sei ja ebenfalls Teil der biologischen Natur, eine »Ausfaltung« der Evolution. Was immer geschieht, die törichte Menschenwelt bleibt eingebettet in ein sinnvolles Gesamtgeschehen.

Ob es ihr nun bewusst ist oder nicht, so spendet die naturalistische Lehre all jenen Gemeinwesen Trost, deren Modernisierungsoptimismus verfliegen ist und die von der Panik verfolgt werden, ihre politischen Moleküle seien zum Stillstand gekommen und alles Staatshandeln erschöpfe sich in der Anpassung an ökonomische Zwänge. Der Eindruck ist nicht falsch. Denn wenn die Handlungsketten immer länger werden, wenn alles mit allem zusammenhängt und eine amerikanische Immobilienkrise deutsche Häuslebauer zittern lässt, dann wird das Gesellschaftliche an der Gesellschaft opak: Es wird immer schwieriger, im Naturschein des Faktischen die zentralen Schaltstellen für Chancenverteilung, für

Ungleichheit und Ungerechtigkeit überhaupt noch zu erkennen.

**Die Pointe liegt auf der Hand.** In dem Maß, wie unsere globalisierte Gesellschaft als kybernetischer Organismus erscheint, als unkontrollierbares »Naturgeschehen«, haben evolutionsbiologische Deutungen gute Chancen, als neue Weltformel Karriere zu machen. Sie könnten den ausgezehrten Zukunftsentwürfen den Todesstoß versetzen, erst recht den theologischen Denkfiguren, diesem spekulativen Blendwerk für »Leichtgläubige« (Dawkins). Keineswegs erschöpft sich der Naturalismus dabei in leerer Kritik. Er präsentiert sich selbst als rechtmäßiger Nachfolger der alten Utopien und fordert uns auf, unsere Ichnatur einfach als Teil der Evolution zu betrachten, deren »Geist« alles Leben sinnvoll durchströmt. Wenn wir erkennen, dass die Evolution den Faden der Notwendigkeit ins Chaos der Erscheinungen webt; wenn wir alles Tun als ein Geschehen und uns selbst als Partikel einer kosmischen Natur begreifen, die sich durch unsere Augen selbst beobachtet, dann ist die moderne Leidensgeschichte überwunden, die Trennung von Ich und Welt, Augenblick und Ewigkeit. Wir sind immer schon erlöst, und keine Utopie muss uns sinnlos verträsten. Was wollen wir mehr?

Das ist politisch gesehen natürlich erzkonservativ. Die Evolution kann man nicht kritisieren, sie nimmt keine Beschwerden entgegen und kennt keine Moral, nur ihr darwinistisches Prinzip. Auch für die Natur der Gesellschaft gilt: Man muss sich eben anpassen. Kurzum, würde sich ein harter Naturalismus als neue »Erzählung« etablieren und als allein zuständiges Weltbild Karriere machen, dann ginge die kritische Spannung zwischen Kultur und Gesellschaft verloren. Die kulturellen, von den Biowissenschaften vorgegebenen Deutungen würden nur noch bestätigen, was in den kapitalistischen Funktionssystemen naturwüchsig ohnehin schon geschieht. Damit wäre der Naturalismus die neue »Metaphysik« der Moderne. In diesem Punkt haben die Alarmisten recht. Ein von den Medien politisch in Dienst genommener Naturalismus, der den Menschen als plappernde Biomasse betrachtet, dessen Gefühle und Verletzungen neuronal erzeugt sind, müsste auf Dauer unser Selbstverständnis als mündige Bürger beseitigen und die Demokratie gleich mit. Was bliebe, wäre Sozialdarwinismus. Andererseits ist eines auch gewiss: Naturwissenschaftler können in ihrer Außenperspektive zwar Neuronenfeuer im Hirn beobachten; die sprachgebildete »Natur« unserer Gesellschaft, unsere Binnenperspektive als verständige Wesen, bekommen sie damit nicht in den Blick. Wir leben nun einmal in einem intersubjektiven Raum, in dem wir uns im Bewusstsein von Freiheit gegenseitig Rechenschaft schulden und gar nicht umhinkönnen, als zu argumentieren und mit guten Gründen etwas zu tun oder zu lassen. Mit jedem Satz, mit jeder Stellungnahme zu den Aussagen anderer bestätigen wir die Möglichkeit, Ja oder Nein sagen zu können. In der Kommunikation öffnet sich der Raum der Freiheit stets aufs Neue. »Die Erfahrung«, so Friedrich Schiller vor gut zweihundert Jahren, »beweist die Freiheit. Wie kann die Theorie sie verwerfen?«

Die ZEIT, 11.10.2007, Nr. 42

# 1 Stationen des Lebens

## 1.1 „Was wechselt Lachen, Weinen und Erbleichen

### Clemens Brentano: Lieb und Leid im leichten Leben (1802/1844)

Lieb und Leid im leichten Leben  
Sich erheben, abwärts schweben,  
Alles will das Herz umfassen,  
Nur Verlangen, nie erlangen,

In dem Spiegel all ihr Bilder  
Blicket milder, blicket wilder  
Jugend kann doch nichts versäumen  
Fort zu träumen, fort zu schäumen.

Frühling soll mit süßen Blicken  
Sie entzücken und berücken,  
Sommer mich mit Frucht und Myrten,  
Reich bewirten, froh umgürten.

Herbst du sollst mich Haushalt lehren,  
Zu entbehren, zu begehren,  
Und du Winter lehr mich sterben  
Mich verderben, Frühling erben.

Wasser fallen um zu springen,  
Um zu klingen, um zu singen,  
Schweig ich stille, wie und wo?  
Trüb und froh, nur so, so!

Clemens Brentano: Bd. 1. Herausgegeben von Friedhelm Kemp.  
Bd. 1. München 1963, S. 141.

## **Hermann Hesse: Stufen (1942)**

Wie jede Blüte welkt und jede Jugend  
Dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe,  
Blüht jede Weisheit auch und jede Tugend  
Zu ihrer Zeit und darf nicht länger dauern.  
Es muß das Herz bei jedem Lebensrufe  
Bereit zum Abschied sein und Neubeginne,  
Um sich in Tapferkeit und ohne Trauern  
In andere, neue Bindungen zu geben.  
Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,  
Der uns beschützt und der uns hilft zu leben.  
Wir sollten heiter Raum um Raum durchschreiten,  
An keinem wie an einer Heimat hängen,  
Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen,  
Er will uns Stuf' um Stufe heben, weiten.  
Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise  
Und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen;  
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,  
Mag lähmender Gewöhnung sich entrafen.

Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde  
Uns neuen Räumen jung entgegen senden,  
Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden . . .  
Wohlan denn Herz, nimm Abschied und gesunde!

Hermann Hesse: Gesammelte Dichtungen. Bd. 5. Frankfurt a. M. 1952.

## **Max Frisch: Tagebuch 1946/49**

»...wir leben und sterben jeden Augenblick, beides zugleich, nur daß das Leben geringer ist als das andere, seltener, und da wir nur leben können, indem wir zugleich sterben, verbrauchen wir es, wie eine Sonne ihre Glut verbraucht; wir spüren dieses immerwährende Gefälle zum Nichtsein, und darum denken wir an Tod, wo immer wir ein Gefälle sehen, das uns zum Vergleich wird für das Unvorstellbare, irgendein sichtbares Gefälle von Zeit: ein Ziehen der Wolken, ein fallendes Laub, ein Wachsen der Bäume, ein gleitendes Ufer, eine Allee mit neuem Grün, ein aufgehender Mond. Es gibt kein Leben ohne Angst vor dem andern; schon weil es ohne diese Angst, die unsere Tiefe ist, kein Leben gibt: erst aus dem Nichtsein, das wir ahnen, begreifen wir für Augenblicke, daß wir leben. Man freut sich seiner Muskeln, man freut sich, daß man gehen kann, man freut sich des Lichtes, das sich in unsrem dunklen Auge spiegelt, man freut sich seiner Haut und seiner Nerven, die uns so vieles spüren lassen, man freut sich und weiß mit jedem Atemzug, daß alles, was ist, eine Gnade ist. Ohne dieses spiegelnde Wachsein, das nur aus der Angst möglich ist, wären wir verloren; wir wären nie gewesen ...«

Max Frisch. Tagebuch 1946/1949. In: Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. Werkausgabe edition suhrkamp. Bd. 4, Frankfurt a. M. 1976.

## 1.2 „Und lebe trotzdem weiter“

### Mascha Kaleko: Emigranten-Monolog (1945)

Ich hatte einst ein schönes Vaterland,  
So sang schon der Refugee Heine.  
Das seine stand am Rheine,  
Das meine auf märkischem Sand.

Wir hatten einst ein (siehe oben!)  
Das fraß die Pest, das ist im Sturm zerstoben.  
O, Röslein auf der Heide,  
Dich brach die Kraftdurchfreude.

Die Nachtigallen wurden stumm,  
Sahn sich nach sicherem Wohnsitz um,  
Und nur die Geier schreien  
Hoch über Gräberreihen.

Das wird nie wieder wie es war,  
Wenn es auch anders wird.  
Auch wenn das liebe Glöcklein tönt,  
Auch wenn kein Schwert mehr klirrt.

Mir ist zuweilen so als ob  
Das Herz in mir zerbrach.  
Ich habe manchmal Heimweh.  
Ich weiß nur nicht, wonach ...

Lyrik des Exils. Hrsg. v. W. Emmerich u. S. Heil, Stuttgart 1985.

**Erich Kästner: 1899 (1928)**

Wir haben die Frauen zu Bett gebracht,  
als die Männer in Frankreich standen.  
Wir hatten uns das viel schöner gedacht.  
Wir waren nur Konfirmanden.

Dann holte man uns zum Militär,  
bloß so als Kanonenfutter.  
In der Schule wurden die Bänke leer,  
zu Hause weinte die Mutter.

Dann gab es ein bißchen Revolution  
und schneite Kartoffelflocken;  
dann kamen die Frauen, wie früher schon,  
Und dann kamen die Gonokokken.

Inzwischen verlor der Alte sein Geld,  
da wurden wir Nachtstudenten.  
Bei Tag waren wir bureau-angestellt ;  
und rechneten mit Prozenten.

Dann hätte sie fast ein Kind gehabt,  
ob von dir, ob von mir — was weiß ich!  
Das hat ihr ein Freund von uns ausgeschabt.  
Und nächstens werden wir Dreißig.

Wir haben sogar ein Examen gemacht  
und das meiste schon wieder vergessen.  
Jetzt sind wir allein bei Tag und bei Nacht  
und haben nichts Rechtes zu fressen!

Wir haben der Welt in die Schnauze geguckt,  
anstatt mit Puppen zu spielen.  
Wir haben der Welt auf die Weste gespuckt,  
soweit wir vor Ypern nicht fielen.

Man hat unsern Körper und hat unsern Geist  
ein wenig zu wenig gekräftigt.  
Man hat uns zu lange, zu früh und zumeist  
in der Weltgeschichte beschäftigt!

Die Alten behaupten, es würde nun Zeit  
für uns zum Säen und Ernten.  
Noch einen Moment. Bald sind wir bereit.  
Noch einen Moment. Bald ist es so weit!  
Dann zeigen wir euch, was wir lernten!

Erich Kästner: Gesammelte Schriften. 7 Bde. Zürich: Atrium Berlin: Dressler/Köln:  
Kiepenheuer & Witsch, 1959. Bd. 1. S. 37f. ( Kästner Erben, München. *Entdruck*: Herz auf  
Taille. Leipzig/Wien: Gurt Weller, 1928.

## 2 Lebenskrisen und Identitätsprobleme

### 2.1 „Sprachlos und kalt“

#### Ernst Stadler: Der Spruch (1914)

In einem alten Buche stieß ich auf ein Wort,  
Das traf mich wie ein Schlag und brennt durch meine Tage fort:  
Und wenn ich mich an trübe Lust vergebe,  
Schein, Lug und Spiel zu mir anstatt des Wesens hebe,  
Wenn ich gefällig mich mit raschem Sinn belüge,  
Als wäre Dunkles klar, als wenn nicht Leben tausend wild  
    verschloßne Tore trüge,  
Und Worte widerspreche, deren Weite nie ich ausgefühlt,  
Und Dinge fasse, deren Sein mich niemals aufgewühlt,  
Wenn mich willkommner Traum mit Sammethänden streicht,  
Und Tag und Wirklichkeit von mir entweicht,  
Der Welt entfremdet, fremd dem tiefsten Ich,  
Dann steht das Wort mir auf: Mensch, werde wesentlich!

Dichtungen. 1. Bd. Hamburg o. J. (Ellermann), S. 110.

## **Rainer Maria Rilke: Archaischer Torso Apollos (1908)**

Wir kannten nicht sein unerhörtes Haupt,  
darin die Augenäpfel reiften. Aber  
sein Torso glüht noch wie ein Kandelaber,  
in dem sein Schauen, nur zurückgeschraubt,

sich hält und glänzt. Sonst könnte nicht der Bug  
der Brust dich blenden, und im leisen Drehen  
der Lenden könnte nicht ein Lächeln gehen  
zu jener Mitte, die die Zeugung trug.

Sonst stünde dieser Stein entstellt und kurz  
unter der Schultern durchsichtigem Sturz  
und flimmerte nicht so wie Raubtierfelle;

und bräche nicht aus allen seinen Rändern  
aus wie ein Stern: denn da ist keine Stelle,  
die dich nicht sieht. Du musst dein Leben ändern.

Sämtliche Werke. Hrsg. v. E. Zinn. Bd. 1. Frankfurt 1955.

## Ingeborg Bachmann: KEINE DELIKATESSEN (1963)

Nichts mehr gefällt mir.

Soll ich  
eine Metapher ausstaffieren  
mit einer Mandelblüte?  
die Syntax kreuzigen  
auf einen Lichteffect?  
Wer wird sich den Schädel zerbrechen  
über so überflüssige Dinge -

Ich habe ein Einsehn gelernt  
mit den Worten,  
die da sind  
(für die unterste Klasse)

Hunger  
    Schande  
        Tränen  
und  
                Finsternis.

Mit dem ungereinigten Schluchzen,  
mit der Verzweiflung  
(und ich verzweifle noch vor Verzweiflung)  
über das viele Elend,  
den Krankenstand, die Lebenskosten,  
werde ich auskommen.

Ich vernachlässige nicht die Schrift,  
sondern mich.  
Die andern wissen sich  
weißgott  
mit den Worten zu helfen.  
Ich bin nicht mein Assistent.

Soll ich  
einen Gedanken gefangennehmen,  
abführen in eine erleuchtete Satzelle?  
Äug und Ohr verköstigen  
mit Worthappen erster Güte?  
erforschen die Libido eines Vokals,  
ermitteln die Liebhaberwerte unserer Konsonanten •

Muß ich  
mit dem verhagelten Kopf,  
mit dem Schreibkrampf in dieser Hand,  
unter dreihundertnächtigem Druck  
einreißen das Papier,  
wegfegen die angezettelten Wortopern,

vernichtend so: ich du und er sie es

wir ihr?

(Soll doch. Sollen die ändern.)

Mein Teil, es soll verloren gehen.

Liebe: Dunkler Erdteil. Gedichte aus den Jahren 1942-1967. München / Zürich (Piper) 1987,  
S. 58 f.

## **Friederike Mayröcker: Der Aufruf (1974)**

Mein Leben:

ein Guckkasten mit kleinen Landschaften  
gemächlichen Menschen  
vorüberziehenden Tieren  
wohl bekannten wiederkehrenden Szenerien

plötzlich aufgerufen bei meinem Namen  
steh ich nicht länger im windstillen Panorama  
mit den bunten schimmernden Bildern

sondern drehe mich wie ein schrecklich  
glühendes Rad  
einen steilen Abhang hinunter  
aller Tabus und Träume von gestern entledigt  
auf ein fremdes bewegtes Ziel gesetzt:

ohne Wahl  
aber mit ungeduldigem Herzen

Ausgewählte Gedichte 1944-1978. Frankfurt (Suhrkamp) 1979, S. 63.

**Barbara Köhler: Angel (1996)**

*für Beat Reichlin*

die dinge die mit mir nichts zu tun haben wollen  
die menschen die gehen sie bleiben  
mir: befremdlich die ordnung & die andere  
hälfte des lebens eine zeit die halbwegs  
zeit ist gleich gültig zerfall & strahlung  
von dingen, die aus der habhaft entlassen  
sind heruntergekommen & kontaminieren die  
gründe auf denen ich gehe: abgefallen vom  
glauben ans unbedingte das nicht gehalten  
hat wie alles versprochene versagt das am  
boden liegende ding die auskunft: distanz  
halten & loslassen aufheben die erdung in  
augenschein nehmen die dinge die menschen  
leere zeit zu vergessen was gut & böse war  
zu erfüllen – die dinge lassen mich gehen  
mich sehen ein ding der unmöglichkeit das  
unding mensch es könnte lieben könnte gehen

orts zeit. Duisburg u. Berlin 1996

## **3 Wandel des Menschenbildes**

### **3.1 „Was sind wir Menschen doch“**

#### **Sigmund Freud: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1917)**

Zwei große Kränkungen ihrer naiven Eigenliebe hat die Menschheit im Laufe der Zeiten von der Wissenschaft erdulden müssen. Die erste, als sie erfuhr, dass unsere Erde nicht der Mittelpunkt des Weltalls ist, sondern ein winziges Teilchen eines in seiner Größe kaum vorstellbaren Weltsystems. [...] Die zweite dann, als die biologische Forschung das angebliche Schöpfungsrecht des Menschen zunichte machte, ihn auf die Abstammung aus dem Tierreich und die Unvertilgbarkeit seiner animalischen Natur verwies. [...] Die dritte und empfindlichste Kränkung aber soll die menschliche Größensucht durch die heutige psychologische Forschung erfahren, welche dem Ich nachweisen will, dass es nicht einmal Herr ist im eigenen Hause, sondern auf kärgliche Nachrichten angewiesen bleibt von dem, was unbewusst in seinem Seelenleben vorgeht.

## Hermann Hesse: Der Steppenwolf (1927)

*Daß ein so unterrichteter und kluger Mensch wie Harry sich für einen »Steppenwolf« halten kann, daß er das reiche und komplizierte Gebilde seines Lebens in einer so schlichten, so brutalen, so primitiven Formel glaubt unterbringen zu können, darf uns nicht in Verwunderung setzen. Der Mensch ist des Denkens nicht in hohem Maße fähig, und auch noch der geistigste und gebildetste Mensch sieht die Welt und sich selbst beständig durch die Brille sehr naiver, vereinfachender und umlügender Formeln an — am meisten aber sich selbst! Denn es ist ein, wie es scheint, eingeborenes und völlig zwanghaft wirkendes Bedürfnis aller Menschen, daß jeder sein Ich als eine Einheit sich vorstelle. Mag dieser Wahn noch so oft, noch so schwer erschüttert werden, er heilt stets wieder zusammen. (...) Und wenn in besonders begabten und zart organisierten Menschenseelen die Ahnung ihrer Vielspätigkeit aufdämmert, wenn sie, wie jedes Genie, den Wahn der Persönlichkeitseinheit durchbrechen und sich als mehrteilig, als ein Bündel aus vielen Ichs empfinden, so brauchen sie das nur zu äußern, und alsbald sperrt die Majorität sie ein, ruft die Wissenschaft zu Hilfe, konstatiert Schizophrenie und beschützt die Menschheit davor, aus dem Munde dieser Unglücklichen einen Ruf der Wahrheit vernehmen zu müssen. Nun, wozu hier Worte verlieren, wozu Dinge aussprechen, welche zu wissen sich für jeden Denkenden von selbst versteht, welche zu äußern jedoch nicht Sitte ist? - Wenn nun also ein Mensch schon dazu vorschreitet, die eingebildete Einheit des Ichs zur Zweiheit auszudehnen, so ist er schon beinahe ein Genie, jedenfalls aber eine seltene und interessante Ausnahme. In Wirklichkeit aber ist kein Ich, auch nicht das naivste, eine Einheit, sondern eine höchst vielfältige Welt, ein kleiner Sternhimmel, ein Chaos von Formen, von Stufen und Zuständen, von Erbschaften und Möglichkeiten. Daß jeder einzelne dies Chaos für eine Einheit anzusehen bestrebt ist und von seinem Ich redet, als sei dies eine einfache, fest geformte, klar umrissene Erscheinung: diese, jedem Menschen (auch dem höchsten) geläufige Täuschung scheint eine Notwendigkeit zu sein, eine Forderung des Lebens wie Atemholen und Essen.*

*Die Täuschung beruht auf einer einfachen Übertragung. Als Körper ist jeder Mensch eins, als Seele nie. Auch in der Dichtung, selbst in der raffiniertesten, wird herkömmlicherweise stets mit scheinbar ganzen, scheinbar einheitlichen Personen operiert. An der bisherigen Dichtung schätzen die Fachleute, die Kenner am höchsten das Drama, und mit Recht, denn es bietet (oder böte) die größte Möglichkeit zur Darstellung des Ichs als einer Vielheit - wenn dem nicht der grobe Augenschein widerspräche, der uns jede einzelne Person eines Dramas, da sie in einem unweigerlich einmaligen, einheitlichen, abgeschlossenen Körper steckt, als Einheit vortäuscht. Am höchsten schätzt denn auch die naive Ästhetik das sogenannte Charakterdrama, in dem jede Figur recht kenntlich und abgesondert als Einheit auftritt. Nur von ferne erst und allmählich dämmert die Ahnung in einzelnen, daß das vielleicht alles eine billige Oberflächenästhetik ist, daß wir irren, wenn wir auf unsre großen Dramatiker die herrlichen, uns aber nicht eingeborenen, sondern bloß aufgeschwatzten Schönheitsbegriffe der Antike anwenden, welche, überall vom sichtbaren Leibe ausgehend, recht eigentlich die Fiktion vom Ich, von der Person, erfunden hat. In den Dichtungen des alten Indien ist dieser Begriff ganz unbekannt, die Helden der indischen Epen sind nicht Personen, sondern Personenknäuel, Inkarnationsreihen. Und in unsrer modernen Welt gibt es Dichtungen, in denen hinter dem Schleier des Personen- und Charakterspiels, dem Autor wohl kaum ganz bewußt, eine Seelenvielfalt darzustellen versucht wird. Wer dies erkennen will, der muß sich entschließen, einmal die Figuren einer solchen Dichtung nicht als Einzelwesen anzusehen, sondern als Teile, als Seiten, als verschiedene Aspekte einer höhern Einheit (meinetwegen der Dichterseele). (...)*

*Der Mensch ist ja keine feste und dauernde Gestaltung (dies war, trotz entgegengesetzter Ahnungen ihrer Weisen, das Ideal der Antike), er ist vielmehr ein Versuch und Übergang, er*

*ist nichts anderes als die schmale, gefährliche Brücke zwischen Natur und Geist. Nach dem Geiste hin, zu Gott hin treibt ihn die innerste Bestimmung — nach der Natur, zur Mutter zurück zieht ihn die innigste Sehnsucht: zwischen beiden Mächten schwankt angstvoll hebend sein Leben. Was die Menschen jeweils unter dem Begriff »Mensch« verstehen, ist stets nur eine vergängliche bürgerliche Übereinkunft. Gewisse rohe Triebe werden von dieser Konvention abgelehnt und verpönt, ein Stück Bewußtsein, Gesittung und Entbestialisierung wird verlangt, ein klein wenig Geist ist nicht nur erlaubt, sondern wird sogar gefordert. Der »Mensch« dieser Konvention ist, wie jedes Bürgerideal, ein Kompromiß, ein schüchterner und naivschlauer Versuch, sowohl die böse Urmutter Natur wie den lästigen Urvater Geist um ihre heftigen Forderungen zu prellen und in lauer Mitte zwischen ihnen zu wohnen. Darum erlaubt und duldet der Bürger das, was er »Persönlichkeit« nennt, liefert die Persönlichkeit aber gleichzeitig jenem Moloch »Staat« aus und spielt beständig die beiden gegeneinander aus. Darum verbrennt der Bürger heute den als Ketzer, hängt den als Verbrecher, dem er übermorgen Denkmäler setzt.*

*Daß der »Mensch« nicht schon Erschaffenes sei, sondern eine Forderung des Geistes, eine ferne, ebenso ersehnte wie gefürchtete Möglichkeit, und daß der Weg dahin immer nur ein kleines Stückchen weit und unter furchtbaren Qualen und Ekstasen zurückgelegt wird, eben von jenen seltenen Einzelnen, denen heute das Schafott, morgen das Ehrendenkmal bereitet wird — dies Ahnen lebt auch im Steppenwolf.*

Der Steppenwolf. Stb 175, Frankfurt a. M. 1974, S. 76-81.

## **Romano Guardini: Das Ende der Neuzeit (1950)**

Da ist vor allem die immer deutlicher sich abzeichnende Tatsache, daß die Kultur der Neuzeit — Wissenschaft, Philosophie, Erziehung, Gesellschaftslehre, Literatur — den Menschen falsch gesehen hat; nicht nur in Einzelheiten, sondern im Grundansatz und daher im Ganzen.

Der Mensch ist nicht jener, den Positivismus und Materialismus zeichnen. Für diese »entwickelt« er sich aus dem tierischen Leben, welches seinerseits aus irgendwelchen Differenzierungen der Materie hervorgeht. Trotz noch so vieler Gemeinsamkeiten ist aber der Mensch etwas wesentlich Eigenes, denn er wird vom Geist bestimmt, der seinerseits von nichts Materiellem abgeleitet werden kann. Dadurch bekommt alles, was er ist, einen besonderen, von allem Lebendigen sonst sich unterscheidenden Charakter.

Der Mensch ist auch nicht, wie der Idealismus ihn sieht. Dieser nimmt wohl den Geist an, setzt ihn aber dem absoluten Geiste gleich und wendet die Kategorie der Entwicklung auf letzteren an. Der Entwicklungsprozeß des absoluten Geistes ist der Gang der Welt, und der Mensch ist in diesen Gang hineingenommen. So kann es die Freiheit im redlichen Sinn des Wortes, die echte Entscheidung aus eigenem Anfang nicht geben. Daher kann es auch die Geschichte im redlichen Wortsinn nicht geben, und der Mensch verliert seinen wesenseigenen Daseinsraum. So ist er aber nicht. Er ist endliches Wesen, aber echte Person; unaufhebbar in seiner Eigenständigkeit, unverdrängbar in seiner Würde, unvertretbar in seiner Verantwortung. Und die Geschichte geht nicht so, wie die Logik eines Weltwesens sie vorschreibt, sondern wie der Mensch sie in Freiheit bestimmt.

Der Mensch ist aber auch nicht, wie der Existentialismus ihn sieht. Nach diesem hat er keine Voraussetzungen, weder Wesen noch Norm. Er ist absolut frei, und bestimmt sich selbst; nicht nur in der Handlung, sondern auch im Sein. Hinausgeworfen ins Ort- und Ordnungslose, hat er nur sich, sonst nichts, und sein Leben ist radikales Selbstschicksal. Auch das ist nicht wahr. Es gibt für ihn Wesen, welches macht, daß der Mensch sagen kann: ich bin das und das. Es gibt eine Ordnung, welche macht, daß der Mensch sagen kann: ich bin jetzt und hier, und stehe in diesem bestimmten Zusammenhang der Dinge. Es gibt umgebende Welt, All-Welt wie Umwelt, die bedrohen, aber auch tragen.

So könnte noch vieles angeführt werden.

Niemand, der seines Menschentums bewußt ist, wird sagen, er finde sich im Bilde der neuzeitlichen Anthropologie wieder, ob diese nun biologisch, oder psychologisch, oder soziologisch, oder wie immer geartet sei. Immer nur einzelnes von sich, Eigenschaften, Zusammenhänge, Strukturen — nie einfachhin sich selbst. Man spricht vom Menschen, aber er wird nicht wirklich gesehen. Die Bewegung geht auf ihn zu, aber er wird nicht erreicht. Man hantiert mit ihm, aber er kommt nicht in den Griff. Man erfaßt ihn statistisch, ordnet ihn in Organisationen ein, gebraucht ihn zu Zwecken, aber es zeigt sich das seltsame, grotesk-furchtbare Schauspiel, daß alles an einem Phantom geschieht. Noch wenn der Mensch Gewalt erfährt, wenn er mißbraucht, entstellt, zerstört wird, ist er nicht das, worauf die Intention der Gewalt sich richtet.

Den Menschen der neuzeitlichen Anschauung gibt es nicht. Immerfort macht sie den Versuch, ihn in Kategorien einzuschließen, in die er nicht gehört: mechanische, biologische, psychologische, soziologische — alles Variationen des Grundwillens, aus ihm ein Wesen zu machen, das »Natur« ist, und sei es Geistnatur. Nur eines sieht sie nicht, was er doch zuerst und unbedingt ist: endliche Person, die als solche existiert, auch wenn sie es nicht will, auch wenn sie ihr eigenes Wesen leugnet. Angerufen von Gott, in Begegnung mit den Dingen und mit den anderen Personen. Person, welche die herrliche und furchtbare Freiheit hat, die Welt bewahren oder zerstören, ja sich selbst behaupten und erfüllen, oder preisgeben und zugrunde richten zu können. Und letzteres nicht als notwendiges Element in einem überpersönlichen Prozeß, sondern als etwas wirklich Negatives, vermeidbar und zutiefst sinnlos.

Wäre die Kultur, als was die Neuzeit sie gesehen hat, dann hätte sie den Menschen nie in einer solchen Weise verfehlen, ihn nie derart aus dem Blick und den Ordnungen verlieren können, wie sie es getan hat.

Romano Guardini: Das Ende der Neuzeit, 6. Aufl. Würzburg o. J. (Werkbund-Verlag)

## Durs Grünbein: Den Körper zerbrechen. Büchner-Preis-Dankrede (1995)

Büchner geht biologisch dem nach, was literarisch längst untergründig *sensible Wurzeln* getrieben hatte in ihm.

Was ist ein Nerv, fragt er sich. Wohin verläuft er und wo läuft er zusammen? Wozu hat er sich stammesgeschichtlich entwickelt? Gibt es nervliche Grundformen, die immer wiederkehren, von Tierklasse zu Tierklasse, in verschiedener Anordnung, aber gleichen Ursprungs? Was bedeutet dieser Bau für das animalische Empfinden, den Schmerz und die Todesangst von der es einmal bei ihm heißt: »Man sagt zwar es sei nur ein Augenblick, aber der Schmerz hat ein feineres Zeitmaß, er zerlegt eine Tertie«. Und schließlich: was ist der Körper, denkt man ihn vom Nerv her? Was ist Geschichte, denkt man sie vom solcherart objektivierten Körper her? Dies sind die Fragen, zu denen Obduktion ihn geführt haben mag. Und dies sind auch die Fragen, unter denen bis heute sich Einspruch erheben läßt gegen noch jede Art von Gesellschaftsvertrag, von sozialer Reform, Revolution oder Utopie. Von hier aus erhält Büchners vielleicht verzweifeltste Frage erst ihren radikalen Sinn. »Sind wir denn aber nicht in einem ewigen Gewaltzustand?«

Wohlgemerkt, nicht, daß er sich forschend einläßt auf die Naturphilosophie seiner Zeit, macht den Vorgang bedeutsam, sondern daß er dem Nerv das Primat zuspricht, den Körper zur letzten Instanz erklärt.

Hier ist ein Dichter, der seine Prinzipien der Physiologie abgewinnt wie andere vor ihm der Religion oder der Ethik. Aus der reinen Zootomie befreit er die Einsicht, daß Leben sich selbst genug ist und keinen äußeren oder höheren Zwecken gehorcht.

»Alles, was ist, ist um seiner selbst willen da.«

Aus dem geöffneten Körper, dem (gewaltsam) erbrochenen Schädel liest er, absurd genug, die Grundsätze für ein mögliches freies Zusammenleben sowie ihre immer drohende Negation: das Scheitern von Grund auf und aus den Eingeweiden. Denn Autopsie ist der sicherste Weg zum Verlust des Glaubens oder, wem das nicht ausreicht, zur Befestigung des Unglaubens. Das Zerlegen der Körper ist der Königsweg zum Absurden genauso wie zur äußersten pragmatischen Demut. Wo sonst als im Innern der sterblichen Körper wäre die Gleichheit unmittelbarer mit Händen zu greifen, der gemeinsame Grundriß? Und folgt nicht aus solcher Eingeweideschau zuletzt auch etwas so unerhörtes und schlüssiges wie die Erfindung, die Proklamation universeller Menschenrechte? Büchner, der Arztsohn, hat die Gesellschaft von dorthin zu korrigieren versucht. Vielleicht ist seine politische Leidenschaft ja nichts als ein wiederbelebter Fatalismus gewesen, eine Selbstermunterung, vergleichbar den Experimenten Galvanis, der die herausgerissenen Froschschenkel mit Stromstößen traktierte. Seine große Frage, ob unsere Sinne zu grob oder fein genug sind, bleibt offen. An ihr entscheidet sich, ob in der Schöpfung nur die Webfehler sichtbar werden oder auch die organischen Schönheiten ob es ein freies Eigenleben inmitten der anderen gibt oder nur undurchschaubares Begehren, Gewalt und Einsamkeit unter dicker Haut. Francis Bacon kam, ein Jahrhundert später, mit anderen Augen zur selben Einsicht. Im Gespräch hat er, der Maler, sie flüchtig zusammengefaßt, in einem Satz wie von Büchner: »Im tiefsten Grunde ist man seiner Natur nach ohne Hoffnung, und doch besteht das Nervensystem wohl aus optimistischem Zeug.«

Georg Büchner hat dieses Zeug untersucht, immer wieder hat er das nervliche Innenfutter gewendet und im gesprochenen Wort, im gefrorenen Schockmoment aufblitzen lassen. Die neuen dramatischen Antriebskräfte erscheinen im Licht medizinischer Mikroskopie, es sind Erkundungsgänge ins Vegetative, Fallstudien am lebenden Objekt und en détail. Unter der Schrift arbeitet der Nerv, hinter dem Mienenspiel walten die Affekte, und nur dort, im Körper der umhergestoßenen, andere umherstoßenden Protagonisten, lassen sich die Antriebskräfte lokalisieren, nach denen Geschichte und Geschichten plausibel erscheinen. Büchner hat die Risse, die durch den Einzelnen gingen, früh und keineswegs kalt registriert. Er hat dieses lügende, stehlende, mordende Individuum als Erster mit diagnostischen Interessen betrachtet,

hundert Jahre vor den großen bürgerlichen Katastrophen und lange bevor es bei Kafka, operettenhaft und vergeblich, in Seufzern verabschiedet wurde: »Ergründe die Menschennatur!«

## **Peter Sloterdijk: Spielräume eröffnen (2009)**

*Der Philosoph über sein Buch "Du mußt dein Leben ändern"*

*Peter Sloterdijk im Gespräch mit Ralf Müller-Schmid*

**In einer "apokalyptischen Endspielsituation", in der sich die Welt derzeit befände, wolle er keine Heilsbotschaften verkünden, sondern Denkanstöße geben, so der Philosoph Peter Sloterdijk. Den Titel seines Bestsellers "Du mußt dein Leben ändern" hat er aus einem Rilke-Gedicht entlehnt.**

**Matthias Hanselmann:** Heute Abend liest am Berliner Ensemble der Philosoph, Fernsehmoderator und Kulturwissenschaftler Peter Sloterdijk aus seinem neuen Buch. Es trägt den Titel "Du mußt dein Leben ändern". Mein Kollege Ralf Müller-Schmid hat sich heute Vormittag mit Peter Sloterdijk zum Gespräch getroffen und sich zunächst nach dem ersten Satz des Buches erkundigt beziehungsweise diesen zum ersten Gesprächsthema gemacht.

**Ralf Müller-Schmid:** Der erste Satz Ihres neuen Buches "Du mußt dein Leben ändern" heißt nicht, du mußt dein Leben ändern, sondern "Ein Gespenst geht um in der westlichen Welt, das Gespenst der Religion". Wie kommen Sie zu der Diagnose?

**Peter Sloterdijk:** Ja, zunächst dadurch, dass ich nicht vergessen kann, wie vor gut 150 Jahren damalige Berufspropheten sich zu den kommenden Dingen verhalten haben. Damals ging ein Gespenst um, das hieß der Kommunismus. Und was Marx und Engels in den ersten Sätzen ihres kommunistischen Manifests ankündigen wollten, das war das Programm einer Umwandlung, eines Gerüchts, eines gespenstischen Gerüchts, einer Drohung in eine konkrete politische Bewegung. Das heißt, sie wollten aus einem Gespenst etwas Reales machen. Und an diesem Ehrgeiz knüpfe ich an, denn ich möchte eigentlich auch aus den Gespenster, die unter dem Namen Religion im Moment sozusagen um den Planeten spuken, auch etwas Reales machen.

**Müller-Schmid:** Das klingt aber so, wenn ich da einhaken darf, also Marx, Engels hatten ja eine positive Utopie im Sinne, wenn sie vom Gespenst sprachen, da war der Kommunismus ja das Gespenst aus der Sicht der herrschenden Klasse, gegen die sie angeschrieben haben. Machen Sie sich denn auch zum Fürsprecher einer neuen Religiosität?

**Sloterdijk:** Ich mache mich zum Vorsprecher eines neuen Verständnisses des Menschenwesens. Also ich argumentiere in dem ganzen Buch durchweg als Anthropologe. Ich sage, Menschen haben nicht nur wie alle Lebewesen biologische Immunsysteme, sondern sie haben auch ein soziales Immunsystem, das ist eigentlich das Rechtswesen oder das Solidarsystem, das den sozialen Zusammenhang gestattet. Und sie haben ein, wenn man so sagen darf, ein metaphysisches oder ein symbolisches Immunsystem, das ihnen hilft, die Weltoffenheit zu ertragen, das heißt, diese unerträglichen Mächte des Zufalls und der Sterblichkeit zu kompensieren und die Welt überhaupt bewohnbar zu machen als einen Ort, an dem nur eines gewiss ist, nämlich dass irgendwann Schicksalsschläge auf uns treffen. Das ist sozusagen die Sicht des Anthropologen auf das religiöse Phänomen. Und der Anthropologe hat noch einen zweiten Zugangspunkt, der die Konkretisierung seiner Sicht gestattet. Ich schlage ja vor, dass wir den Begriff der Religion aus dem Verkehr ziehen und uns stattdessen darauf verständigen, dass es hierbei immer um etwas geht, was mit Übung zu tun hat, nämlich mit der Einübung einer Lebenshaltung, die uns gefasst macht, im weitesten Sinne des Wortes gefasst macht auf das, was uns geschehen wird. Einerseits auf die Sterblichkeit, andererseits auf die Notwendigkeit, Trennungen zu verarbeiten, auf die Notwendigkeit, mit Schicksalsschlägen aller Art umzugehen, aber auch auf die Fähigkeit, das positive Schicksal, den Vorteil, das Glück so zu interferieren, dass man nicht verrückt wird dabei.

**Müller-Schmid:** "Du mußt dein Leben ändern", das ist ein berühmtes Zitat aus einem Rilke-Gedicht, "Archaischer Torso Apollos", wo er eine zerbrochene beziehungsweise nur noch in Teilen bestehende Statue beschreibt, und da diesen Imperativ ableitet aus der Betrachtung dieses Marmorkörpers. Warum Rilke, warum "Du mußt dein Leben ändern"?

**Sloterdijk:** Ich wollte mit einem Beispiel beginnen, das am wenigsten den antiautoritären Reflex provoziert, den man bei modernen Menschen fast universal voraussetzen darf. Also ich wollte ein Beispiel bringen für eine Erfahrung von ästhetischer Autorität, gegen die sich die moderne Seele nicht wehrt, nicht a priori wehrt. Deswegen habe ich Rilke das erste Wort gegeben und habe versucht zu zeigen, wie es bei ihm zugeht, dass aus einer Statue, die einen seit 2500 Jahren erloschenen Gott abbildet, eine Ausstrahlung auszugehen scheint, die das ganze Leben des Betrachters verändert. Es ist eine Apollo-Statue, Götter und Athleten haben bei den Griechen immer eine Art Verwandtschaft miteinander. Ein Gott sieht immer wieder ein wenig aus wie ein Olympiasieger, und ein Athlet hat immer die Neigung, sozusagen in ein höheres Register überzugehen und unter die Sterne versetzt zu werden.

**Müller-Schmid:** Sie haben die Allergien angesprochen, die Zeitgenossen empfinden, wenn Imperative, irgendwelche Sollbotschaften an sie gerichtet werden. Ich wundere mich ein bisschen über die Diagnose, weil ich kann mir vorstellen, dass 1968 da eine große Empfindlichkeit, eine große antiautoritäre Empfindlichkeit geherrscht hat. Heute ist es doch viel eher so, jedenfalls mein Eindruck, dass alle möglichen Formen von Imperativen auf dem Markt sind. Der ganze Esoterikmarkt, die ganze esoterische Schwemme, die unglaublich viele Angebote in dem Sinne "Ihr sollt euer Leben ändern" macht, scheint mir doch eher dahingehend zu deuten, dass das gar nichts mehr ist, was sich so auf einen exquisiten Kreis ästhetischer Empfindsamkeit einengen lässt.

**Sloterdijk:** Also ich gehe von einer radikalen, modernistischen Interpretation des Zeitgeistes aus. Ich möchte nicht voraussetzen, was die Esoterikbewegung voraussetzt, nämlich dass die Menschen der Vernunft müde geworden sind und bereit sind, sozusagen dem erstbesten spirituellen Rattenfänger hinterherzulaufen. Sondern ich möchte, dass sie sozusagen bei ihren kritischen Empfindlichkeiten bleiben und sich sozusagen nur von dem überzeugen lassen, was in meinen Augen wirklich Autorität hat und in heutiger Sprache mit einer heutigen Stimme eine heutige Botschaft übermittelt. Der ganze Esoterikmarkt ist ja nichts anderes sozusagen als ein spirituelles Antiquariat.

**Müller-Schmid:** Deutschlandradio Kultur, Sie hören das "Radiofeuilleton". Wir sind im Gespräch mit dem Philosophen Peter Sloterdijk über sein neues Buch "Du mußt dein Leben ändern". Herr Sloterdijk, Rilke ist der Gewährsmann Ihres Buches, ein anderes Rilke-Zitat, ein berühmtes, lautet: "Wer spricht von Siegen? Überstehn ist alles." Wenn man das jetzt zusammen denkt mit dem Imperativ "Du mußt dein Leben ändern", könnte man sagen, na ja, selbst wenn uns das gelingen wird, wir haben keine Garantie, auch wenn wir unser Leben ändern, dass wir unbedingt dabei glücklich werden, weil von Sieg kann keine Rede sein, Überstehen ist das Motto. Wäre das nicht eine realistischere Option für die Zukunft?

**Sloterdijk:** Es ist ja bereits für uns eine Situation eingetreten, wo die Vertagung der Selbstzerstörung bereits als ein riesenhafter Erfolg wahrgenommen würde. Insofern gilt auch der zweite Satz buchstäblich. Von Siegen im Sinne einer großen Gestaltvision, wie der Kommunismus des 19. Jahrhunderts sie formuliert hat, kann heute ja nicht mehr die Rede sein. Also es geht gar nicht mehr um gestalten, sondern es geht darum, wie man das Datum der Selbstzerstörung ein wenig aufschiebt, um Spielräume für irgendetwas Gestaltungsartiges in der Zukunft noch zu eröffnen. Man muss das ganz ernst nehmen, weil jetzt zum ersten Mal so etwas wie eine apokalyptische Endspielsituation eingetreten ist. Wir haben immer geglaubt, die Apokalypse ist nur eine symbolische Struktur oder eine Schreibweise für Texte, mit denen Fanatiker sich selber aufputschen wollen. Wir bekommen aber inzwischen von unseren Freunden, den Meteorologen, von unseren Freunden, den Ozeanografen, von den Wirtschaftsstatistikern, von den Demografen aus allen möglichen Bereichen, in denen äußerst

nüchterne Personen Forschung betreiben, wir bekommen von allen Fronten relativ gleichzeitig gleichlautende Hinweise darauf, dass im Augenblick die Krisenspannung an 20 Fronten gleichzeitig steigt.

**Müller-Schmid:** Haben Sie persönlich Zukunftsangst?

**Sloterdijk:** Dazu bin ich ein wenig zu alt. Die Alten lehnen sich zurück und sagen: Nach uns die Sintflut! Die Jungen haben zu einer Sintflut ein ganz anderes Verhältnis, weil es sie in ihren besten Jahren treffen würde.

**Hanselmann:** Über sein neues Buch "Du mußt dein Leben ändern", über marxistische und religiöse Utopien, über Autoritäten, Lebensentwürfe und die Sintflut: Peter Sloterdijk befragt von meinem Kollegen Ralf Müller-Schmid. Heute Abend liest Sloterdijk aus diesem Buch im Berliner Ensemble. Beginn der Lesung ist 20 Uhr und nach der Lesung gibt es noch eine Diskussion über den Bestseller mit dem Intendanten des BE, Claus Peymann.

Deutschlandradio Kultur. 02.06.09.

### **Durs Grünbein: Biologischer Walzer (1994)**

Zwischen Kapstadt und Grönland liegt dieser  
Wald Aus Begierden, Begierden die niemand kennt.  
Wenn es stimmt, daß wir schwierige Tiere sind  
Sind wir schwierige Tiere weil nichts mehr stimmt.

Steter Tropfen im Mund war das Wort der Beginn  
Des Verzichts, einer langen Flucht in die Zeit.  
Nichts erklärt, wie ein trockener Gaumen Vokale,  
Wie ein Leck in der Kehle Konsonanten erbricht.

Offen bleibt, was ein Ohr im Laborglas sucht,  
Eine fleischliche Brosche, gelb in Formaldehyd.  
Wann es oben schwimmt, wann es untergeht,  
Wie in toten Nerven das Gleichgewicht klingt.

Fraglich auch, ob die tausend Drähtchen im Pelz  
Des gelehrigen Affen den Heißhunger stillen.  
Was es heißt, wenn sich Trauer im Hirnstrom zeigt.  
Jeden flüchtigen Blick ein Phantomschmerz lenkt.

Zwischen Kapstadt und Grönland liegt dieser Wald  
Ironie, die den Körper ins Dickicht schickt.  
Wenn es stimmt, daß wir schwierige Tiere sind  
Sind wir schwierige Tiere weil nichts mehr stimmt.

Aus: Falten und Fallen. Gedichte. Frankfurt a. M. 1994, S. 71.

## **Durs Grünbein: Schädelbasislektion (1991)**

1

Was du bist steht am Rand  
Anatomischer Tafeln.  
Dem Skelett an der Wand  
Was von Seele zu schwafeln  
Liegt gerade so verquer  
Wie im Rachen der Zeit  
(Kleinhirn hin, Stammhirn her)  
Diese Scheiß Sterblichkeit.

2

Dieser Traum vom Leichthin  
Kennt doch niemals Erbarmen.  
Zwang? Ist zwecklos. Ein Dschinn  
Hält sich selbst in den Armen  
Reiner Luft (Griechisch: Pneuma).  
Erst ein Blindflug macht frei.  
Sich oft bücken gibt Rheuma.  
Du verstehst... Samurai.

3

Zwischen Sprache und mir  
Streunt, Alarm in den Blicken,  
Ein geschlechtskrankes Tier.  
Nichts wird ganz unterdrücken  
Was mein Tier-Ich fixiert  
Hält - den Gedankenstrich kahl  
Gegen Zeit imprägniert:  
Bruch der aufgeht im All

4

Ohne Drogen läuft nichts  
Hier im Irrgang der Zeichen  
Wo du umkommst gesichts-  
Los in blinden Vergleichen.  
Träumend ... Rate für Rate  
Von den Bildern beäugt.  
Wer ist Herr der Opiate  
Die das Hirn selbst erzeugt?

5

Unterm Nachtrand hervor  
Tauch ich stumm mir entgegen.  
In mir rauscht es. Mein Ohr  
Geht spazieren im Regen.  
Eine Stimme (nicht meine)  
Bleibt zurück, monoton.  
Dann ein Ruck, Knochen, Steine. ...  
Schädelbasislektion.

Schädelbasislektion. Gedichte. 1991, S. 11-15.

### 3.2 „Edel sei der Mensch“

#### Johann Wolfgang Goethe: Grenzen der Menschheit (1781)

Wenn der uralte  
Heilige Vater  
Mit gelassener Hand  
Aus rollenden Wolken  
Segnende Blitze  
Über die Erde sät,  
Küß ich den letzten  
Saum seines Kleides,  
Kindliche Schauer  
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern  
Soll sich nicht messen  
Irgendein Mensch  
Hebt er sich aufwärts  
Und berührt  
Mit dem Scheitel die Sterne,  
Nirgends haften dann  
Die unsichern Sohlen,  
Und mit ihm spielen  
Wolken und Winde.

Steht er mit festen,  
Markigen Knochen  
Auf der wohlgegründeten,  
Dauernden Erde,  
Reicht er nicht auf,  
Nur mit der Eiche  
Oder der Rebe  
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet  
Götter von Menschen?  
Daß viele Wellen  
Vor jenen wandeln,  
Ein ewiger Strom:  
Uns hebt die Welle,  
Verschlingt die Welle,  
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring  
Begrenzt unser Leben,  
Und viele Geschlechter  
Reihen sich dauernd  
An ihres Daseins  
Unendliche Kette.

Gothes Werke. Hamburger Ausgabe Bd. 1

## **Günter Kunert: Bericht über ihn (1963)**

1

Wenig bekannt vor allen anderen  
Ist ein Wesen besonderer Art: Überzogen  
Mit bläblicher Haut, kaum behaart und gefüllt mit  
Gedärm, Knochen und etwas Gehirn. Aufrecht sein  
Gang, doch nicht sein Verhalten.

2

Kurz von Gedächtnis, denn bevor  
An seinen Händen das Blut noch getrocknet,  
Weiß er schon nicht mehr, von wem her es stammt.

3

Seine Geschlechtsteile verbirgt er  
Vor seinesgleichen wie einen kostbaren Schatz;  
Aller Welt aber  
Bietet er dar  
Die geheimsten Zuckungen seiner Seele  
Bis zum Überfluß. Mündlich  
Und schriftlich und bildlich.

4

In schwach erhellten Höhlen rechteckiger Form  
Haust er und häuft darin an  
Gestühl und Geschränk und Gerät  
Zur Wiedergabe von Lärm, bei welchem  
Er Beine und Arme aufgeregt schwenkt.

5

Voller Schwächen, hat er eine Stärke, die  
Ihn unüberwindbar macht: Er paßt sich an.

6

Wenn Regen fällt, spannt er seinen Schirm auf;  
Fallen Bomben, stülpt er einen Hut aus Metall  
Über den Kopf und begibt sich in den Keller. Jeder  
Situation ist er gewachsen.

7

Sehr kurz ist seine Zeit, doch diese nützt er,  
Seinesgleichen die Zeit zu verkürzen. Er  
Hat sich gewöhnt, daß Tag um Tag, Jahr um  
Jahr  
Ihm durch die Hand rinnt und nichts hinterläßt  
Als Risse und Falten und Schwielen.

8

Vergangene Götter anzubeten  
Ist ihm lange Gewohnheit, doch stellt er sich um

Auf gegenwärtige, wenn sie Macht haben,  
Diese so zu mißbrauchen und  
Ihn dazu.

9

An seinem Weg der erste Tote  
Entsetzt ihn. Nicht mehr der zehnte.  
Den hundertsten übersieht er.

10

Er kennt alles Elend der Welt, aber  
Er hat sich an alles gewöhnt, sofern  
Es den Nachbarn betrifft.

11

Wahrlich, die Stärke, die ihn  
Überleben ließ die Jahrtausende,  
Mit Verwunderung.

12

Er selber nennt sich: Mensch.  
Selten ist er es. Es zu sein, danach strebt er  
Manchmal.  
Daß er es werde,  
Treibt ihn an.

Der ungebetene Gast. Berlin-Weimar (Aufbau) 1963

## **Jörg Fauser: Das Gewicht der Seele (1979)**

Heute früh ein Brief aus Berlin.  
Eine Freundin teilt mit, daß amerikanische  
Wissenschaftler durch eine Wiegemethode  
vor, während und nach dem Sterben  
herausgefunden haben: beim  
Überqueren des letzten Flusses  
gehen dem Menschen 21 Gramm  
Gewicht verloren,  
das Gewicht,  
nehme ich an,  
der Seele.

Heute abend ein Anruf, ein Freund  
in London ist gestorben,  
31 Jahre, Hirnschlag,  
jetzt schon verwesender Leib  
minus 21 Gramm Seele.  
Die Stadt Wien wirst du nicht mehr  
abbrennen sehen, Benny, und nicht  
den Planeten Venus.  
Wie hieß das letzte Mädchen?  
War die Maschine gut geölt,  
was war im letzten Glas?  
Und wem galt dein letzter  
Zorn?

Wog deine Seele  
diesen Leib nicht mehr auf und zerschlug  
dir das Hirn?

Ratlos sitzen deine Freunde vor den Frauen,  
seltsam schmecken die Getränke, kälter  
scheint die Erde.

Freudlos sitze ich diese Nacht über den Tasten  
und verstehe doch nichts anderes  
als mich an die 21 Gramm zu klammern,  
die meine Finger schreiben machen  
und meine Träume vorbereiten  
auf den Tod.

Trotzki, Goethe und das Glück. Gedichte. München (Rogner&Bernhard) 1979

### **Sarah Kirsch: Fluchtpunkt (1982)**

Heine ging zu Fuß durchs Gebirge  
Er verträdelte sich in Häusern, auf Plätzen  
Und brauchte zwei Wochen für eine Strecke  
Die wir in einem Tag durchgefahrr wären  
Unsere Reisen führen von einem Land  
Gleich in das nächste von Einzelheiten  
Können wir uns nicht aufhalten lassen  
Uns zwingen die eignen Maschinen  
Ohne Verweilen weiterzurasen Expeditionen  
Ins Innre der Menschen sind uns versagt  
Die Schutthalden Irrgärten schönen Gefilde  
Bleiben unerforscht und verborgen  
Die Kellner brauchen unsere Zeitung nicht  
Ihre Nachrichten sind aus dem Fernseh  
Es gibt verschiedene Autos eine Art Menschen  
Alles ist austauschbar wo wir auch sind.

S. K.: Erdreich. Stuttgart (DVA) 1982, S. 28.

## **Richard Pietraß: Die Gewichte (1986)**

Die Muttermilch und das Vatererbe.  
Mein Hunger nach Leben und das Wissen zu sterben.  
Der Gang zum Weib, der Hang zum Wort.  
Der Keim der Reinheit und wie er langsam verdorrt.  
Das Strohfeuer und der glimmende Docht.  
Aufruhr, der auf Gesetze pocht.  
Die heillose Fahne im bleiernen Rauch.  
Galle, verschluckt im Schlemmerbauch.  
Die Statuten des exemplarischen Falls.  
Mein niemals vollgekriegter Hals.  
Der säuernde Rahm, der flüchtige Ruhm.  
Die Grube und die Gnade postum.

Schattenwirtschaft, Leipzig 2002

**Peter Rühmkorf: Ästhetik des Schreckens (1999)**

Regentropfen an der Wäscheleine:

Hochseilakt -

Mit dem Fingernagel

ohne Sinn fürs Ungemeine

lieblos abgezackt.

Spinnennetz,

radial geädert,

ein beziehungsweises Weltsystem –

Unwirsch mit dem Wischtuch weggeledert

so der Mensch - als Mitgeschöpf, nicht gerade angenehm.

Wie der Mensch?

Zu was? - Wem zu entsprechen?

Einem freigelassenen Zwangssubjekt?

Dies herauszubringen, brauchst du nur

mit dem Bajonett in es hineinzustechen,

und du siehst, was von Natur an Scheiße in ihm steckt.

Bleibt als Highlight so beschaffner Mängel

allenfalls noch seine Himmelssignatur:

Der Atompilz,

ein Gehirn am Stengel,

dem Millennium eingebrannt als Kultfigur.

Aus: Wenn, aber dann. Vorletzte Gedichte. Reinbek 1999, S. 60.